

Gernot Gricksch

# Das Leben ist nichts für Feiglinge

Roman

Knaur Taschenbuch Verlag

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Vollständige Taschenbuchausgabe November 2012

Knaur Taschenbuch

© 2010 Droemer Verlag.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: lüra – Klemt & Mues GbR

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Cover-Artwork © 2012 Senator Film

Satz: Daniela Schulz, Puchheim

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-63804-0

2 4 5 3 1

*Für Eric.*

*Es war ein Geschenk,  
dich gekannt haben zu dürfen.*



# Kapitel 1

Die dritthäufigste Ursache für Verspätungen der New Yorker U-Bahn...«, begann Kim.

»Jetzt nicht«, unterbrach Markus sie und nestelte an seiner Krawatte herum. Er stand in seinem neuen schwarzen Anzug in der Küche. Den fast leeren Kaffeebecher hatte er auf der Spüle abgestellt. Er betrachtete den Schlips. Der war weinrot. Noch nie hatte Weinrot für Markus so bunt ausgesehen. Er überlegte, die Krawatte noch zu wechseln. Ein schwarzer Schlips vielleicht? Aber würde er damit nicht aussehen wie einer von den *Blues Brothers*?

»Die häufigste Ursache sind Gleisarbeiten«, hob Kim erneut an. Seine Tochter saß am Küchentisch, neben sich eine Tasse Zimt-Lakritz-Tee, die noch fast voll war. Der Tee roch, als sei irgendwo im Orient ein Chemiewerk explodiert. Kim blickte ihrem Vater direkt ins Gesicht, die Augen angriffslustig zusammengekniffen. »Die zweithäufigste Ursache sind Signalfehler. Aber die dritthäufigste ...«

Kim machte eine Kunstpause. Markus seufzte.

»Die dritthäufigste sind Frauen auf Diät! Weibliche Passagiere, die wegen Schwäche oder Unterzuckerung in U-Bahnen und auf Bahnsteigen in Ohnmacht fallen.«

»Woher weißt du nur all diesen Kram?«, murmelte er.

»Das muss man sich mal vorstellen!«, ereiferte sich Kim.

»Nur weil diese blöden Ami-Weiber unbedingt sehen wollen, dass ihre Hüftknochen durch ihre Haut piksen wie bei einem Kind aus der Sahelzone, kommen tagtäglich Tausende von New Yorkern zu spät zur Arbeit. Oder zu spät zu ihrem *Weight-Watcher*-Treffen.«

»Ziehst du dich bitte um, Kim?«, bat Markus in so ruhigem Tonfall wie möglich. »Ausnahmsweise?«

»Nein«, sagte Kim. »Ich bin fertig angezogen.«

»Kim ...«, begann Markus.

Seine Tochter erhob sich. Fünfzehn Jahre alt und ebenso schwarz wie stolz. Nicht völlig schwarz natürlich – ihre Haut war bleich, fast wie Kalk oder, wenn man's diplomatisch formulieren wollte, wie Porzellan. Das passierte, wenn man sich in seinem Zimmer vergrub. Doch ihr hochtoupirtes Haar hatte sie glänzend schwarz gefärbt, zwei pechschwarze Kajal-Ringe umrahmten ihre Augen, die Fingernägel waren schwarz lackiert, und auch ihre Kleidung war komplett in derselben Nicht-Farbe gehalten. Von einigen kleinen Einsprengseln abgesehen: *Sepulcrum Mentis* stand blutrot auf ihrem T-Shirt. Der Name einer Gothic-Band. Kim hatte ihn Markus auf Wunsch einmal knurrend übersetzt. Er bedeutete »Grab des Geistes«.

»Bitte«, sagte Markus. »Mama zuliebe.«

»Mama ist tot«, antwortete Kim, und in ihrer Stimme lag eine Härte, die Markus schmerzte. »*Sie* hat mich immer so akzeptiert, wie ich bin. Mama hätte nie verlangt, dass ich mich verkleide!«

Jetzt brach ihre Stimme doch, Trauer durchstieß ihre trotzig, abgebrühte Attitüde. Kim erhob sich, die Augen feucht. Sie stürmte aus dem Zimmer, so würdevoll und cool, wie man eben stürmen kann.

Markus hätte fast aufgelacht, so absurd fand er den Satz seiner Tochter. Wenn sie jetzt nicht verkleidet war, wann dann? Er rief ihr nach: »Es ist ihre Beerdigung, verdammt noch mal! Mach das nicht kaputt!«

»Mama ist weg!«, kam Kims Stimme aus dem Flur zurück. »Sie ist tot. Heute wird sie nur verbuddelt. Was könnte man daran schon kaputt machen?«

Markus musterte erneut seine Krawatte. Sein Hals brannte. Er zitterte ein wenig. Kims obskurer Tee dampfte immer noch in der Tasse. Er roch jetzt wie Schwefel.

Kurz darauf schloss Markus die Haustür hinter sich zu. Kim saß bereits im Auto. Sie war hinten eingestiegen. Ganz so, als sei der Beifahrersitz auf ewig für Babette reserviert. Kim hatte ihre MP3-Stöpsel in den Ohren. Ein stupider, böser Bass dröhnte heraus. Das Mädchen hatte die Augen geschlossen. Markus fragte sich, ob sie womöglich ihre Mutter vor sich sah. Klammerte sich seine Tochter an die Erinnerungen an Babette, oder versuchte sie, sie loszuwerden, abzulösen, hinter sich zu lassen?

Wie trauerte Kim? Markus hatte keine Ahnung. Seine Tochter sprach nicht mit ihm. Nicht über Babette jedenfalls. Sie repetierte neuerdings nur ständig groteske Statistiken, erzählte von bizarren Todesfällen und kolportierte absurde Zufälle. Sie suchte Asyl in Absurdistan.

Markus lenkte den Wagen die Hauptstraße entlang. Der Ford Combi trug die Aufschrift »Partyservice Lindner«. Daneben war ein kleines Folienbild angebracht, das ein appetitliches Arrangement aus Würstspießen, Käse und Obst zeigt. Babette hatte es immer lustig gefunden, dass sie mit dem Firmenwagen überall hinfuhren. Sogar in den Urlaub. »Allen Leuten läuft das Wasser im Mund

zusammen, wenn sie uns vorbeifahren sehen«, hatte sie lachend gesagt. »Das ist doch toll!«

Sie hatten viel gelacht früher. Früher? Noch vor zehn Tagen. Doch jetzt lachte niemand mehr. Der Beifahrersitz war leer, und dunkles Schweigen füllte den Wagen. Das Einzige, was man hörte, waren die leisen, knarrenden Bässe, die aus Kims Ohrstöpseln drangen. Markus bog auf den Parkplatz des Friedhofs ein.

Markus' Mutter wartete bereits dort. Sie hatte ihren Sohn gebeten, sich hier mit ihr zu treffen, nicht vor der Kapelle. Nicht inmitten eines Pulks von Menschen, die sie größtenteils noch nie gesehen hatte.

»Mama«, sagte Markus und umarmte sie.

»Wie geht's dir, Schatz?«, fragte Gerlinde. Ihre Stimme klang dumpf. Markus war gut eineinhalb Köpfe größer als sie, und wenn er sie umarmte, verschwand ihr Gesicht im Stoff seines Sakkos. Er lockerte den Griff, sah zu ihr hinunter und zuckte mit den Schultern.

Was sollte er sagen? Natürlich ging es ihm nicht gut. Wie sollte es jemandem schon gehen bei der Beerdigung der eigenen Frau? »Ich komme klar«, sagte er also. Was ja auch stimmte. Er würde das hier durchstehen. Es blieb ihm gar nichts anderes übrig.

Gerlinde wandte sich Kim zu. Das Mädchen stand etwas abseits, hatte immer noch die Stöpsel in den Ohren und schaute, als sie Gerlindes Blick spürte, vom Boden auf.

»Hallo, Oma«, sagte sie und zupfte tatsächlich den linken Dröhnstöpsel aus der Ohrmuschel.

Man sah Gerlinde an, dass sie versucht war, auch ihre Enkelin zu umarmen. Doch Kims Körperhaltung signalisierte den dringenden Wunsch nach Distanz. Gerlinde musterte Kim von oben bis unten, registrierte ihr un-

angebrachtes Grufti-Outfit – und verlor kein Wort darüber.

»Wir müssen los«, sagte Markus und wies auf den Weg, der zur Kapelle führte. Dort gingen bereits mehrere Trauergäste. Markus erkannte seine Freunde Piet und Susann, mit denen Babette und er sich regelmäßig zu Spieleabenden getroffen hatten. Susann hatte sich bei Piet eingehakt.

So wie sich Babette auch oft bei Markus eingehakt hatte. Markus' Gedanken schweiften ab. Er bildete sich ein, Babettes leichtes Gewicht, ihre Nähe und Wärme an seinem Arm zu spüren.

»Ich habe mir heute Morgen Babybilder von dir angeschaut«, sagte Gerlinde zu ihrer Enkelin und holte damit Markus in die Realität zurück. »Erinnerungen, weißt du.«

Kim nickte.

»Du warst ein lustiges Kind. Du hast ständig gelacht. Auf fast jedem Foto hast du gelacht oder gekichert oder gegrinst.«

»Das liegt daran, dass Leute immer nur dann fotografieren, wenn die Stimmung gut ist«, sagte Kim nüchtern.

»Wenn irgendwann Aliens auf unserem entvölkerten Planeten landen und unsere Familienfotos studieren, werden sie denken, wir waren die scheißfröhlichste Spezies des Universums.«

»Kim!«, ermahnte Markus sie.

Sie blickte ihren Vater an. »Ist doch wahr. Oder hast du heute etwa eine Kamera mitgenommen?«

Markus antwortete nicht.

Er war so müde.

»Früher«, fuhr Kim fort, »als der Blitz bei den Kameras noch mit Magnesium betrieben wurde, im 19. Jahrhun-

dert, da erblindeten wegen falscher Dosierung rund 100 Menschen pro Jahr. Nur weil sie ein hübsches, fröhliches Foto von sich haben wollten.«

»Früher haben die Leute auf Fotos nicht oft gelächelt«, widersprach Gerlinde. »Früher haben sie immer ganz ernst in die Kameras geschaut.«

»Würde ich auch tun, wenn ich drei Sekunden später womöglich blind wäre«, antwortete Kim.

Die Glocken der Kapelle schallten über den Friedhof.

»Wir müssen«, wiederholte Markus seufzend.

Die drei setzten sich in Bewegung,

»Du siehst aus wie ein Mafiakiller«, sagte Gerlinde tadelnd und zupfte im Gehen an Markus' pechschwarzem Schlips.

Es waren viele Leute da. Achtzig mindestens, vielleicht sogar hundert. Babette war beliebt gewesen. Selbst einige der Mütter waren gekommen, wollten von der toten Erzieherin ihrer Knirpse Abschied nehmen. Markus hatte jedoch darum gebeten, dass keine Kinder zur Beerdigung kommen sollten. Denn wer weiß, vielleicht hätten einige der Frauen dies als günstige Gelegenheit genutzt, ihre Kleinen mit der unerfreulichen Tatsache des Todes bekannt zu machen. Eine Beerdigung als pädagogische Maßnahme. Die waren teilweise sehr seltsam, diese Mütter. Denen war einiges zuzutrauen.

Doch nach dem heutigen Tag würde Markus nichts mehr mit ihnen zu tun haben. Dieser Teil seines Lebens war mit Babettes Tod ganz plötzlich von ihm abgetrennt worden. Er würde nicht mehr beim Aufbau der Stände für das Sommerfest helfen, nicht mehr bei Ausflügen einspringen, wenn eine der Erzieherinnen krank war, nicht mehr kleinere Reparaturarbeiten an den Spielsachen aus-

führen. Es würde keine witzigen Kindergarten-Anekdoten mehr geben, keine Lästereien über übereifrige oder asoziale Eltern, keine Kindermund-Zitate mehr, mit denen Babette zu Hause das Abendessen aufheiterte. Seine Frau war nicht mehr da – und es machte Markus schwindelig zu erleben, was alles mit ihr verschwunden war.

Ihr Geruch in der Bettwäsche war kaum noch zu ahnen. Markus hatte sie absichtlich noch nicht abgezogen und gewaschen. Doch das war nur eine Frage der Zeit. Der kleine Mülleimer im Bad, in dem sich sonst in Klopapier eingewickelte Tampons, Kleenex-Tücher mit Lippenstiftresten, das Anspitz-Geschnetzelte von Babettes Kajalstift und andere weibliche Artefakte gesammelt hatten und der bislang täglich geleert werden musste, war immer noch so gut wie leer. Kim schminkte sich in ihrem Zimmer. Und Markus wollte gar nicht wissen, wie seine Tochter ihre Menstruations-Utensilien entsorgte.

Die Blumenvase auf dem Wohnzimmerisch war verwaist. Markus hatte Babette jeden Freitag Blumen mitgebracht – ein langjähriges Ritual, das er irgendwann fast mechanisch absolviert hatte. Jetzt war die Vase bloß noch ein hohles Gefäß. Markus fand die Vorstellung absurd, sie je wieder mit Blumen zu füllen. Es wäre taktlos. Er sollte die verdammte Vase in den Keller bringen. Zum Brotbackautomaten.

An der Garderobe im Flur hing noch Babettes Jeansjacke. Er brachte es nicht übers Herz, sie dort fortzunehmen. Bevor er zur Beerdigung aufgebrochen war, hatte er sanft mit dem Finger über den Stoff gestrichen. Babette hatte die Jacke erst zwei Wochen zuvor gekauft. Ein Schnäppchen, wie sie stolz verkündet hatte. Babette war eine euphorische Schnäppchenjägerin. Sie hatte sogar bei *H&M*

zu feilschen versucht. Babette war nicht geizig gewesen, ganz im Gegenteil, aber sie liebte das Gefühl, einer großen Ladenkette etwas von deren Gewinnspanne abgetrotzt zu haben. »Ist wohl so etwas wie ein David-gegen-Goliath-Ding«, hatte sie mal kichernd gesagt.

Am liebsten wäre Markus dort geblieben, bei der Jacke, im Flur. In der Sicherheit seiner Erinnerungen. Doch die Beerdigung der eigenen Frau konnte man ja schlecht schwänzen.

Markus zuckte zusammen, als Kim später am Grab nach seiner Hand griff. Damit hatte er nicht gerechnet. Es war eine angenehme Überraschung. Er hielt die Hand seiner Tochter fest und drückte sie sanft. Er drehte sich zu ihr um, wollte ihr einen tröstenden Blick zuwerfen. Doch Kim starrte auf den Boden. Sie hatte den MP3-Player nicht ausgeschaltet, lauschte irgendeiner Grufti-Band, anstatt die Worte des Pastors zu würdigen. Markus zwang sich, das zu akzeptieren. Er selbst konnte auch nichts mit Religion anfangen, hatte die Bibel immer bloß für ein simples Märchenbuch gehalten. Doch Babette war im Gegensatz zu ihm nie aus der Kirche ausgetreten, ging zumindest Weihnachten und Ostern in den Gottesdienst – mit Freunden, ohne ihren Mann und ihre Tochter – und glaubte fest, dass es irgendetwas gab, was über uns Menschen wacht.

Markus hoffte sehr, dass sie recht hatte.

Babette hätte eine kirchliche Beerdigung gewollt, glaubte er. Und deshalb sprach nun ein Pastor. Einer, der Babette nie kennengelernt hatte. Beim Vorgespräch, im Kirchenbüro, hatte er Markus gefragt, ob er auch ein paar Worte sagen wolle. Markus wollte nicht. Er hatte niemandem

etwas zu sagen. Nur Babette – der hätte er noch so viel zu sagen gehabt. So unsagbar viel.

Babettes Vater stand nahe beim Pastor und warf Markus einen wütenden Blick zu. Sie hatten sich vorhin nur flüchtig und kühl begrüßt. Hatten einander nie leiden können. Der Mann war ein Mistkerl. Ein Choleriker. Ein Despot. Seit er vor sechs Jahren Witwer geworden war, trank er. Nicht exzessiv, aber stetig. Es machte ihn noch feindseliger und wütender, als er ohnehin schon gewesen war. Wahrscheinlich würde Markus seinen Schwiegervater nach dieser Beerdigung nie wiedersehen. Das immerhin war okay – eines der wenigen Dinge, die durch Babettes Tod aus seinem Leben verschwinden würden, auf die er tatsächlich gut verzichten konnte.

Der Kopf seines Schwiegervaters neigte sich zur Seite, in Richtung Kim. Er kniff die Augen zusammen. Babettes Vater tat damit kund, wie empört er darüber war, dass seine Enkeltochter selbst bei solch einem Anlass als eine Art morbide Fantasygestalt daherkam und zu alledem auch noch Musik hörte. Markus tat so, als würde er die tadelnde Botschaft des Mannes mit der rotgeäderten Nase nicht bemerken. Er nickte Babettes Vater nur kurz und nichtsagend zu und wandte sich dann von ihm ab.

Gerlinde hatte das stumme Blickduell beobachtet. Erst jetzt bemerkte sie, dass ihre Enkeltochter weiterhin Musik hörte. Ohne zu zögern, ohne große Geste, beiläufig fast, zupfte Gerlinde dem Mädchen die Ohrstöpsel heraus. Sie baumelten nun an Kim herunter. Wenn man ganz genau lauschte, konnte man Marilyn Manson daraus krähen hören. Kim reagierte nicht. Sie ließ es sich einfach gefallen. Sie blickte immer noch ins Leere.

Markus' Hals schmerzte. So war es schon als Kind bei ihm gewesen. Er hatte selten geweint. Fast nie. Doch sein Hals, der brannte bereits beim kleinsten Anflug von Traurigkeit. Als Bambis Mutter gestorben war, damals im Kino, hatte seine siebenjährige Kehle regelrecht in Flammen gestanden. Doch seine Augen waren tränenfrei geblieben. Von allen anderen Plätzen im Kino hörte man es schluchzen und heulen, doch der kleine Markus war ein trockener Fels in einer Brandung von Kindertränen geblieben. Ein Fels, in dessen Innerem es brannte.

»Er hat nicht geweint, mein kleiner, tapferer Held«, hatte sein Stiefvater damals seinen Freunden vorgeschwärmt. So als sei es eine Leistung, keinen emotionalen Anteil zu nehmen. Markus war einer, der »sich durchbeißen« würde im Leben. Das war für seinen Stiefvater die logische Konsequenz aus seinem scheinbaren Mangel an Empathie. Und jetzt stand er da, der tapfere Markus, am Grab seiner großen, einzigen und wahren Liebe, die Kehle lodern, die Augen ausgedörrt. Schwindelig. Er drückte die Hand seiner Tochter noch einmal, diesmal fester. Er spürte jedoch keine Antwort.

Markus beobachtete die Trauergäste. Die meisten waren tatsächlich nur zu Gast, dachte er. Sie waren mal eben zum Trauern vorbeigekommen, machten einen Mitleids-Tagesausflug. Danach würden sie nach Hause zurückkehren, zu ihren Lieben. »Armer Markus«, würden sie sagen und vielleicht noch: »Nicht eine Träne hat er geweint, der Markus.« Und dann würden sie wieder vollständig in ihr eigenes Leben eintauchen. Sie würden sich über die Gaspreise ärgern oder über das Fernsehprogramm, den IKEA-Katalog durchblättern, ihren nächsten Urlaub pla-

nen, kleine Röllchen an ihren Hüften entdecken, Sex haben, Frühstücksbrote schmieren, im Büro über den wieder mal kaputten Drucker fluchen oder aber auf dem Flur des Arbeitsamtes hocken und darauf hoffen, dass sie bald wieder in einem Büro sitzen und sich über defekte Drucker ärgern dürften. Sie würden zur Toilette gehen, Staubsaugerbeutel wechseln, die Geschirrspülmaschine einräumen, Nasenhaare auszupfen.

»Wie war's bei Babettes Beerdigung?«, wurden sie vielleicht ein paar Tage später von jemandem gefragt. Sie würden mit den Schultern zucken. »Eine Beerdigung eben. Wie Beerdigungen so sind«, würden sie antworten.

Oder?

Vielleicht würden sie auch sagen: »Ich weiß, es ist fies, aber ich hatte echt Schwierigkeiten, nicht loszulachen.«

Markus musterte die Trauergäste genauer. Grinste einer?

Wie viele von ihnen standen am Grab und bekamen es einfach nicht aus dem Kopf, *wie* Babette gestorben war? Dass sie nicht einfach abgetreten war aus dieser Welt, als Krebskranke oder als eines von vielen täglichen Verkehrsopfern. Sondern dass sie so bizarr gestorben war. Auf eine Weise, die das Trauern bremste. Weil das Ganze so unwirklich schien. Weil das Bild im Kopf klebte, das Bild von dem Clown.

Warum hatte Babette nicht normal sterben können?

Wie viele der Leute grinsten heimlich?

Es hatte in der Zeitung gestanden. Der *Morgenpost* war es eine ganze Seite wert gewesen. Kim hatte den Artikel aufbewahrt:

## BIZARRER UNFALL! Erzieherin im Kindergarten erhängt. Sie war als Clown kostümiert.

Ein schreckliches Bild bot sich den Erzieherinnen Tanja D. und Bettina G., als sie gestern Nachmittag den Gruppenraum des Kindergartens Butterblume betraten: Ihre Kollegin Babette L. (40) hing tot am Fenster!

»Zuerst dachten wir, sie mache einen Scherz«, sagt Bettina G., »doch dann sahen wir, dass sie nicht mehr atmete.«

Babette L. hatte sich mit einer bunten, blechernen Kette erhängt – Teil eines Clownkostüms. Ihr Gesicht war grell geschminkt. Sie trug weite, mit vielen farbigen Flickern versehene Pluderhosen, eine rote Clownnase und eine grüne Perücke. Ihre Füße steckten in überdimensionalen, knallgrünen Schuhen.

»Sie trug dieses Kostüm schon seit Jahren zu jeder unserer Faschingsfeiern«, berichtet Tanja D. unter Tränen. »Die Kinder liebten es.«

Babette L. galt als fröhlicher Mensch. »Sie hatte keine Probleme. Sie liebte das Leben, und das Leben liebte sie«, sagt eine Nachbarin. Da auch kein Abschiedsbrief gefunden wurde, geht die Polizei von einem Unfall aus. »Offenbar wollte sie eine Girlande an der Deckenlampe befestigen und ist dann mit der metallenen Kette am Griff des Kippfensters hängen geblieben«, spekuliert ein Beamter.

»Es war ein verrückter Anblick«, berichtet der Rettungssanitäter, der als Erster eintraf. »Zuerst dachten

wir ehrlich gesagt, man wolle uns einen Streich spielen.«

Doch der Arzt konnte nur noch den Tod von Babette L. feststellen.

Mehrere Reporter hatten Markus an jenem Tag angerufen. Sie hatten einen Kommentar von ihm gewollt. Und vor allem wollten sie Fotos. Markus hatte keinem von ihnen geantwortet. Am Anfang hatte er nur wortlos aufgelegt. Später war er nicht einmal mehr ans Telefon gegangen.

Entweder Tanja oder aber Bettina musste den Journalisten die Bilder gegeben haben, die nun die Geschichte illustrierten: Babette in ebenjenem Clownkostüm. Bei der Feier des Vorjahres. Und Babette lachend, im Gras sitzend. Markus glaubte die Liegewiese im Tierpark darauf zu erkennen. Das Foto musste bei einem Ausflug gemacht worden sein. Sie blinzelte in die Sonne, und Markus konnte ihr Lachen förmlich hören. Babette hatte immer mit voller Wucht gelacht. Wie eine Naturgewalt. Die Polizei hatte ihm nach der Obduktion das Clownkostüm ausgehändigt. Er hatte eine Empfangsquittung ausstellen müssen.

Die Tüte mit dem Kostüm lag immer noch in seinem Kofferraum.